

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 37 (1962)
Heft: 9

Rubrik: Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vom wohnen

und leben

in der

genossenschaft

BARBARA

Die lieben Eltern

Ich erinnere mich noch daran, wie Jürgs Mutter vor vielen Jahren den Säugling auf unserer Couch in frische Windeln wickelte und zärtlich dazu küschelte: «Gäll, Jürgli, wenn du dann mal ins Gymi gehst...» Ich war damals blutjung, aber ihre Bemerkung lächelte mich nichtsdestotrotz. Weitblick in Ehren, allein es dünkte mich doch ein bitzeli voreilig, derart in die Zukunft hinauszuplanen. Schließlich kann man in dem Stadium wirklich nicht wissen, ob sich das Goldschnäggeli für ein Universitätsstudium eignet oder nicht. Das Schicksal, das allmächtige, zeigte sich indessen gütig. Jürg absolvierte das Gymnasium und bestand nachher das Examen als Sekundarlehrer. Wie das heutzutage ist: Er wurde aufs Land hinausgewählt, bevor er sein Patent im Sacke hatte, allwo es ihm ausgezeichnet gefiel. In einem Dorf gehört der Sekundarlehrer zur Prominenz. Zudem erfreut sich ein lediger, hübscher, lebenswürdiger Sekundarlehrer der speziellen Wertschätzung der Dorfweiblichkeit. Wie es so geht: Jürg, der inzwischen ins Alter gelangt war, da man nach der anderen Hälfte Ausschau hält, verliebte sich in das Töchterlein des Bäckermeisters, das er innert nützlicher Frist seinen Eltern als seine Braut vorstellte. Aber oha lätz! Das nette, fröhliche, gesunde junge Mädchen fand vor den Augen der Schwiegermutter wenig Gnade. Was, ihr supergescheiter Jürgli begnügte sich mit der Tochter eines Bäckermeisters, wo sie im stillen gehofft hatte, er würde in feinere Kreise heiraten und die Tochter eines Akademikers heimführen! Des weiteren hat Sonja «nur» die Primarschule besucht. Welche Mesalliance! Das Mutterli war muff, muffter, am muffesten, obzwar sie in der Hinsicht selber nicht viel anzumelden hat und ihr Stammbaum keineswegs von Geistesriesen strotzt.

Jürg kümmerte sich nicht groß um die gesellschaftlichen Ambitionen seiner Mutter, sondern er heiratete Sonja. Die Bundesverfassung garantiert bekanntlich das Recht zur Ehe, wenn man mündig ist, und so mußte die Schwiegermutter, gern oder nicht gern, Sonja als die Gattin ihres Sohnes akzeptieren. Wie männiglich verstehen wird, lieben sich die beiden Frauen nicht. Das Mami ist hässig, weil sich ihre Träume bezüglich des sozialen Aufstieges ihres einzigen Söhnleins nicht erfüllt haben, und die Junge hat das natürlich längst gemerkt und demgemäß sauer reagiert. Öppedie äfft sie das Mami nach: «Der Jürg ist halt ein ganz bsundriger Sekundarlehrer. So einen gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr.» Was dafür spricht, daß sie Humor besitzt.

Zufällig hat sich der Sohn einer Bekannten, ebenfalls ein Sekundarlehrer, jüngst mit der Tochter eines hohen Beamten, eines Akademikers, verheiratet. Die Kombination wäre das gewesen, was Jürgs Mutter als das Glück dieser Erde für ihren Sohn ins Auge gefaßt hatte. Wie verhält es sich nun in dem Falle mit dem ach so vielgepriesenen Glücke, von der Warte der Eltern aus gesehen? Beide Seiten sind unzufrieden. Elisabeths Eltern betrachten die Ehe als einen sozialen Abstieg. Ein Sekundarlehrer paßt ihrer Meinung nach nicht

zu ihrem Mobiliar. Sie haben sich sogar den üblen Scherz erlaubt, die künftigen Schwiegereltern ihrer Tochter auf der Straße zu «schneiden», was diese sehr empfanden und was nicht gerade für die Klugheit und Überlegenheit der ersten zeugt; denn Elisabeth hängt mit allen Fasern ihres Herzens an Peter, der übrigens ein munterer, intelligenter, wohlzogener, anständiger junger Mann ist. Sie war eisern entschlossen, seine Frau zu werden, und sie wurde es auch, wobei sie meiner Ansicht nach das bessere Los gezogen hat als er. Leider neigt Elisabeth nämlich ein wenig zum «Täupelen», welche Eigenschaft eindeutig nicht unter die Tugenden eingereiht werden kann. Statt sich die Finger bis ans Schulterblatt zu schlecken, daß ihre Tochter mit einem Ehepartner anrückte, an dem es eigentlich nichts auszusetzen gibt, moffelten die «Alten», weil er nicht der gehobenen Schicht entstammt. Dabei übt Peters Vater einen qualifizierten Beruf aus, und seine Mutter ist dito eine charakterlich einwandfreie, humorvolle, gewirbige Frau. Sie hätte des Bäckermeisters Töchterlein bestimmt mit Wonne in ihre schwiegermütterlichen Arme geschlossen. Aber es sollte nicht sein.

Warum ich die beiden Fälle gebracht habe? Es liegt mir daran, gewisse Tatsachen der heutigen Lebensordnung zu unterstreichen: 1. hat sich mit der Auflösung der patriarchalischen Gesellschaft, in welcher der Pater familias oder die Eltern den Ehegatten für ihren Sproß auswählten, das Recht auf die freie Partnerwahl herausgebildet. Manchmal machen unsere Nachfahren von dieser Freiheit einen guten Gebrauch und manchmal nicht. Jedoch irgendwo hört unser Einfluß auf und müssen wir das schlucken, was sie uns servieren. Schließlich ist es in unserer Zeit, in der die Kleinfamilie dominiert, in keiner Weise mehr entscheidend, ob wir ob ihrer Wahl grüßli begeistert sind oder nicht. Entscheidend fällt lediglich ins Gewicht, ob die Jungen recht zusammen kutschieren. 2. leben wir in einer Leistungsgesellschaft und nicht mehr in einer festgefügtten Standesgesellschaft. Selbstverständlich unterscheiden sich die Menschen immer noch nach Erziehung, Intelligenz, Charakter, Ausbildung, Einkommen etcetera. Die Unterschiede leiten sich aber nicht mehr nur aus der Ahnengalerie ab, sondern vor allem aus der beruflichen Leistung des einzelnen. Daraus folgt, daß die Mobilität, das soziale Auf und Ab, in unserer Gesellschaft gegenüber früher eine starke Steigerung erfahren hat. Vielleicht wird Peter später Regierungs- oder Bundesrat. Wer weiß das schon? Bis dahin verdient er jedenfalls genug, um eine Familie zu erhalten. Damit sollten sich Elisabeths Eltern zufriedengeben – wenn sie es nicht tun, so mögen sie sich einen Stecken dazustecken.

Humor

In einem Leserbrief an das amerikanische astrologische Fachblatt «Destiny» hieß es: «Vor 20 Jahren prophezeite mir ein berühmter Astrologe eine glänzende Zukunft, eine Stellung, die mich in schwindelnde Höhen führen werde und in welcher sich meine Tatkraft an den Schalthebeln der menschlichen Gesellschaft bewähren würde. Und was bin ich geworden? Fahrstuhlführer in einem Wolkenkratzer!»

Waldumgang

«Mit dem alten Förster heut' bin ich durch den Wald gegangen, während hell durchs Waldrevier aus dem Dorf die Glocken klangen.»

So oder sehr ähnlich haben wir's einst in der Schule gelernt. In einem Alter, da unsere Hirnplatte noch nicht von Millionen Eindrücken strapaziert war, hat ein Dorfschulmeister den Grund gelegt für die lebenslängliche Verehrung des Schönsten, das dem gehetzten Menschen verblieben ist, unseres herrlichen Pflegewaldes.

Seit 1907 haben wir im Zivilgesetzbuch einen Paragraphen, von dem wir alle profitieren. Das Betreten von Wald und Weide ist seither jedermann gestattet, auch das Sammeln von Beeren und Pilzen. Daß aus dieser Großzügigkeit Pflichten erwachsen, ist nicht jedermann klar. Was wird nicht alles einfältig zertrampelt, wo es doch meist Wege gibt. Mit der Ehrfurcht vor dem Wald ist es nicht zum besten bestellt. Es wird vielfach nicht begriffen, daß aus den Tausenden von Sämlingen die Zukunft des Waldes heranwächst. *Solcher Gedankenlosigkeit würde man am besten begegnen durch geführte Waldumgänge.*

Eine Koloniekommission der ABZ hat einen solchen mit großer Beteiligung durchgeführt. Forstadjunkt Oldani hat ein Muster geliefert, wie man die Leute packt und zur Ehrfurcht erzieht.

«Wald» heißt nicht eine Ansammlung von Laub- und Tannenhölzern. Wald ist vor allem eine *Lebensgemeinschaft*. Und es gedeiht nicht alles überall. Die Eiche wünscht sich einen besonderen Standort, den sonnigen Waldrand, die Lichtung und hat am liebsten keine Rivalin. Die Fichte, das ist unsere gewöhnliche Tanne, der wir Rottanne sagen. Sie hat eine Tante, die furchtbar vornehm tut. Nicht etwa, daß sie von besserem Holz wäre, ganz im Gegenteil. Sie fühlt sich vornehm, weil *es nicht viele Weißtannen gibt*. Und stolz gebaut ist sie ja meist. Wer spricht da noch vom besseren Holz! Wer findet im Wald die Ulme, die Linde, die Robinie, die Hülfter und ein Dutzend andere Sträucher? Wir haben nicht alle gesehen. Aber die Blätter kennen wir jetzt ziemlich alle, sogar die drei Arten Ahorn. Unser Häuptling hatte auf Mitte Weg eine Musterkollektion von Zweigen, Blättern und Blüten vorbereiten lassen. Wer mitgemacht hat, der wird in unserem Wald jetzt ziemlich alles unterscheiden und bestimmen können.

Das ist sicher ganz schön. Das Wichtigste ist das Wissen um das Zusammenspiel, wo der Forstmann wirkt, um den Kampf auf Leben und Tod, wo ungehegt der Starke obenauf kommen muß, zu verhüten. Wer quer durch den Wald trampelt, der zerstört tausendfaches Leben. Wer im Wald spaziert, im grünen Dom der Natur, soll sich nicht für ein Wüstenkamel halten. Wer Indianerromantik haben will, der mache sein Feuerchen an ungefährlichem Orte. Die Zürcher Forstverwaltung hat sogar Feuerplätze vorbereitet. Wir haben sie ausprobiert und Würste gebraten. Man hat uns vorher noch die Waldschule gezeigt, eine bewundernswürdige Nachhilfe der ums Leben kämpfenden Keimlinge und der Pflege der «Sonntagsschüler», bis sie vom Forstamt eingesetzt werden können.

Noch vieles gäbe es zu sagen über diesen gelungenen Versuch, den Wald nicht als Natur allein, sondern auch als ein Stück Kultur ins Bewußtsein zu setzen. Die Papierkörbe am Waldrand in Briefkastenfarbe sind eine deutliche, leider auch nötige Einladung.

Summa summarum: Die Vorlage war gut. Nachahmung wird mit Überzeugung empfohlen. Den Veranstaltern aufrichtigen Dank!

A. Bürgi

